

Die Regenröhre / Von W. Borachwostow

Die Regenröhre rechts von meinem Fenster unterscheidet sich in nichts von den übrigen Regenröhren unseres Hauses. Höchstens dadurch, daß hoch oben, unter dem Dachvorsprung, ein Schwalbennest an ihr klebt. Und vielleicht auch noch dadurch, daß in Brusthöhe keine Öffnungen in dem Eisenblech sind.

Doch wenn der Regen mit nassen Schritten durch die Pfützen schlürft, dann schluchzt die Regenröhre rechts von meinem Fenster. Es ist das Regenwasser, das durch die kleinen Öffnungen in Brusthöhe abfließt.

Dann schluchzt die Regenröhre — und im Zimmer nebenan beginnt ein alter Mann zu weinen.

Nur Frauen können schön weinen. Das Weinen der Männer klingt immer wie Hundengebell. Das Weinen der Männer ist Tortur für das menschliche Ohr. So kommt es, daß bald neröse Häuse an die Wände des Zimmers hämmern, das links von dem meinigen liegt. Dann hört der Alte beleidigt auf und geht auf die Toilette. Dort schlief er sich ein, weint sich aus.

Man kann ein Kind mit Versprechungen, mit lieblosen Worten trösten, man kann es mit leisen Kosennamen in den erlösenden Schlummer wiegen. Aber nichts gibt es, was einen alten Mann trösten könnte. Worte des Mitgeföhls, des Trostes gleiten ab, vergrößern nur den Schmerz.

Auch heute schlürft der Regen mit nassen Schritten durch die Pfützen. Im Zimmer nebenan weint der alte Uhrmacher.

Ich sitze an der Lampe und warte, daß das Weinen des Alten aufhöre. Aber heute versiegt es nicht. Es wird heftiger, es schwillt an wie eine Lawine in den Bergen. Schlürfend eilt der Alte auf die Straße hinaus, umarmt die Regenröhre — und weint, weint.

Er weint mit dem ganzen Körper. Ich sehe, wie sein Kopf gegen die Regenröhre schlägt. Wie seine Nütze in den Naden gleitet. Wie die nassen, weißen Strähnen über das Gesicht wischen. Wie die langen, dünnen Finger die Farbe von dem nassen Eisenblech nagen.

Ich eile hinaus in die Nacht, in den Regen, in den fremden Schmerz. Ich fasse den Alten an seinen nassen Händen, löse ihn von der Wassertröhre. Er hängt in meinen Armen wie ein Klumpen nasser Wäsche. Ich führe ihn

fort von der Regenröhre, ich ziehe ihn in sein Zimmer hinein.

Das Zimmer des alten Guttmann ist ein zwitternder Uhrgarten. Überall, wo man auch hinblickt, sind Uhren. Die Uhren ticken, klopfen, quitschen, zwitschern, plappern, turteln, piden. Bald glaubt man, daß an den Wänden nicht Uhren, sondern Käfige mit künstlichen Singvögeln hängen.

Dieser zwitternde Uhrgarten ist ein Krankenhaus. An der Wand rechts und links vom Fenster hängen Uhren, die sich in nichts von allen anderen Uhren der Welt unterscheiden. Es sind Rekonvaleszenten. Es sind Uhren, die den Operationsstich des alten Guttmann bereits verlassen haben. Sie zwitschern lustig und präzise die Sekunden des fremden Lebens ab.

An der Wand, wo eine Photographie die Regenröhre rechts von meinem Fenster zeigt, hängen Uhren, die sich vor Schwäche kaum bewegen können. Es sind Uhren, die herzkrank sind. Uhren, die nachgehen.

An der Wand mit der Tür hängen Uhren, die nicht wissen, was Zeit ist, die dahinfließen und dahineilen, nur um einander zu überholen. Hier ist die Irrenabteilung. Hier hängen Uhren, die vorgehen.

In der Mitte des Zimmers steht ein Tisch, auf dem die Stille eines Friedhofs herrscht. Es liegen hier Uhreninvaliden mit gebrochenen Gliedern, Uebelichen mit zersprungenen Herzen.

An der Irrenwand schlägt eine Uhr drei. Von der Rekonvaleszentenwand antworten ihr zehn Schläge. Und dann ist das Zimmer von einem Uhrenkonzert erfüllt. Glöden, Schellen, Klucktschreie wirbeln wild durcheinander.

Der Alte sitzt auf seinem Stuhl, lauscht und rührt sich nicht. Sein Bart ist feuchtwarm wie ein Pelz.

Dann wird es wieder still. Ich kann wieder hören, wie draußen, links vom Fenster, die Regenröhre schluchzt.

Ich könnte so manches über diese Regenröhre schreiben. Ich könnte ihre Gestalt, ihr Aussehen schildern, ihre Belamtschaften unter den Hundstaken und Sperlingen unserer Straße. Ich könnte von den Mietern im dritten Stock berichten, die im Winter ihr Fleisch über Nacht an die Regenröhre binden, und die, seit sie sich das Mavier angeschafft haben, ihre Nachbarn nicht mehr grüßen.

Ich könnte von dem jungen Schloffer schreiben, der im vierten Stock wohnt, und der, wenn er ins Theater geht, mit der Kleiderbürste an die Regenröhre klopft. Es ist das Zeichen für sein Mädel, das Parterre wohnt, daß er ausgangsfertig ist, und sie erwartet ihn dann vor dem Tore, wenn er pfeifend und vier Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinunterfaßt.

Aber ich könnte auch von zwei Verliebten erzählen, die die Regenröhre als ihren Postboten benutzt hatten. Von den Fenstern ihrer Zimmer konnte man die Regenröhre bequem mit der Hand erreichen, und die Verliebten steckten kleine Zettel in die Bindungen des Drahtes, der die Röhre an der Mauer festhält. Diese Verliebten waren Billy, die Tochter des alten Uhrmachers Guttmann, und ich. Wir arbeiteten in der gleichen Druckererei, sie an den Sämaschinen, ich an der Druckmaschine.

Später, als die Weissen in der Stadt waren, druckten wir zusammen Aufrufe. Wir gingen nachts spazieren und klebten diese



Pfingsten

Aufrufe an die Mauern und Regenröhren der Häuser.

Ich könnte auch erzählen, wie Billy erschossen wurde — — —

Wie man sie an die Regenröhre rechts von meinem Fenster stellte und ihr einen Aufruf über das Gesicht ließe — — —

In dem Eisenblech der Regenröhre haben die Kugeln kleine Öffnungen in Brusthöhe hinterlassen. Und wenn das Regenwasser durch sie abläuft, beginnt die Mähre zu schluchzen.

Dann höre ich im Zimmer nebenan das Weinen des alten Guttman

Ich habe die Aufrufe geliebt, Billy wurde erschossen. Und wenn draußen der Regen mit nassen Schritten durch die Pfützen schlurft, höre ich, wie die Regenröhre rechts von meinem Fenster schluchzt und im Zimmer nebenan der alte Uhrmacher Guttman weint

(Dem Russischen frei nachgebildet von Eugen W. Meves.)

Die verlorene Generation

Die amerikanische Journalistin Maxine Davis hat eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten gemacht, um sozusagen eine psychologische Analyse der heutigen Jugend vorzunehmen. Ueber das Ergebnis berichtet sie in einem Buch, das den entmutigenden Titel „Die verlorene Generation“ führt.

Verloren erscheint ihr die junge Generation nicht im moralischen Sinn. Im Gegenteil: die Jugend von heute ist ehrlich, sagt Maxine Davis. Und zwar ehrlich nicht auf Grund eines allgemeinen vom Vater auf den Sohn übergegangenen Codeges, sondern weil sie weiß, daß eine gesunde Basis für die Beziehungen unter den Menschen nötig ist. Das ist immerhin schon etwas.

Positiv ist auch ein anderes Urteil, das sich auf die bewußte Stellungnahme der Jungen zum Leben bezieht. Die Jungen, sagt Davis, unterscheiden sich von unserer Vorkriegsgeneration, die gegen alle Gesetze einfach deshalb rebellierte, weil sie alt und weil sie Gesetze waren. Die heutige Jugend opponiert aus Gründen und aus klaren Erwägungen heraus gegen überkommene, veraltete Regeln, Anschauungen und Sitten. Das trifft ziemlich genau den Unterschied zwischen der deutschen, gefühlsmäßig-rebellischen Vorkriegsjugendbewegung und den politisch gerichteten, bewußten Nachkriegsjugendorganisationen, wenn auch in USA die organisierten Formen jugendlicher Willensäußerungen weit weniger zahlreich sind als in den europäischen Ländern.

Die entscheidende Schlussfolgerung der Autorin, diejenige, die den pessimistischen Titel rechtfertigen soll, ist aber die, daß die amerikanische Jugend mit ihrer Sehnsucht nach Führern ein fruchtbares Feld für diktatorische Doktrinen bilde. Maxine Davis sagt (was in einem gewissen Gegensatz zu ihren Äußerungen über das überlegte Verhalten der Jugend in Fragen der Rebellion gegen die Konvention steht), diese jungen Menschen dächten nicht selbst und wählten nur aus den ihnen angebotenen Ideologien das ihnen Genehme aus. Dabei entscheide (wieder ein Gegensatz zu früheren Feststellungen) eher der Instinkt als der Verstand. Trotz ihrer eingeborenen Liebe zum Vaterland fehle ihnen das Bewußtsein der Verpflichtung gegenüber der Regierung. Aus diesen Gründen kommt die Verfasserin zu der genannten Schlussfolgerung, daß die Jugend in Gefahr sei, dem Diktator, der sie ergreifen wolle, zuzufallen.

Man könnte allerdings auch andere Schlüsse ziehen. Insbesondere die Feststellung, daß die Jugend trotz ihrer Liebe zum Land nicht bereit sei, sich mit der Regierung zu identifizieren, zeigt, daß sich auch in USA unter der neuen Generation jene Kritik regt, die Voraussetzung für die Entwicklung des politischen Denkens ist, jener Geist der Analyse, der zunächst einmal die politischen Grundbegriffe Volk, Staat, Interessengruppe geklärt sehen will, bevor er Stellung nimmt, und für den Regierung und Land, Staatsapparat und Volk nicht so selbstverständlich identisch sind wie für die Vätergeneration. Gewiß, die Gefahr, daß Diktatoren einen Teil der Jugend an sich ziehen, besteht; aber wenn schon die Jugend mit Mißtrauen an die konventionellen Staats- und Gesellschaftsauffassungen herangeht, dann ist sie ebenso sicher auch ein Reservoir für neue, antidiktatorische, gesellschaftskritische Bewegungen. Diese Jugend ist dann zwar eine „verlorene Generation“ für die Vertreter des alten, bürgerlich-kapitalistischen Systems, aber eine gewonnene für die gesellschaftsrenewende politische Front. M. V.

Isolde

Isolde, die junge Sängerin, liebte Tristan, den jungen Sängler, und auch Tristan schien Isolde zu lieben. Sie verfügte ja über ein wunderbares Zauberelement: sie hatte eine goldene Stimme. Es erging ihm nicht anders als dem atemlos laufenden Publikum, das von Akt zu Akt immer gieriger diesen reinen Wohlklang in sich sog, bis, am Schluß des Abends, all die aufgesammelte Begeisterung gleichsam aus allen Poren brach und sich in tosendem Beifall befreite.

Dann erschien Isolde wieder und wieder an der Rampe und verneigte sich tief — jedesmal tiefer und zögernder ...

Schließlich verschwand sie hinter dem Vorhang, während die letzten Beifallsstürme noch schallten und der Theaterraum langsam in nächtlichen Schatten tauchte ...

Sie aber wandte sich aufatmend um und ihre leuchtenden Augen suchten Tristan. Der lehnte träumend an einer Kulisse ... Ihre klingende Stimme schenkte ihm auf. „Tristan“, rief sie weich und schritt leicht auf ihn zu. „Tristan!“ sagte sie noch einmal. Da schaute er sie an und ein trauriges Lächeln antwortete ihr. „Komm“, bat sie ganz still.

Isolde und Tristan fuhren rasch durch die schweigende Gasse der schon schlafenden Vorstadt. Sie sprachen kein Wort und eine immer breitere Kluft tat sich zwischen ihnen und ihrer Erinnerung auf. In ihrem Zimmer wollte Isolde den elektrischen Lichtschalter aufdrehen, aber Tristan legte rasch seine Hand auf die ihre — und das Dunkel herrschte weiter.

„Tristan!“ ... Ihre Stimme wehte wie ein Hauch durch die Luft. „Tristan!“ Klang es leis wie der Ton einer Harfe. Doch keine Antwort kam zu ihr, alles blieb stumm ...

Endlich ließ Isolde das Licht aufflammen — der Glanz einer vielarmigen Lampe strahlte bis in die kleinsten Winkel des Raums: kein Mensch sonst im Zimmer — nur sie allein ...

Sie schien nicht verwundert und doch so zu innerst getroffen, daß sie fast taumelte. Aber schon straffte sie sich wieder, richtete sich auf zu ihrer ganzen Größe und — starr, blinklos — trat sie vor den Spiegel ...

Zuerst sah Isolde nur Isolde, die herrliche Sängerin, den gefeierten Liebling des Publikums. Zuerst sah sie nur die Heldin des Abends — vieler solcher Abende wie der heutige — sie schaute in der Ferne die jubelnden Zuhörer und verneigte sich — versunken in tiefe Gedanken ...

Aber die eigene Bewegung schreckte sie auf: sie fuhr empor, ihre Hand strich tastend über ihr Gesicht, über ihre rechte Wange — und jetzt erst blickte sie wirklich in den Spiegel ...

Und sie erkannte sich. Nicht Isolde, die Sängerin, sah sie jetzt: sie sah sich selbst, so wie das Leben sie seit langem gezeichnet hatte —

das jämmerliche Leben des Alltags. Da schlug sie in verzweifelter Abwehr die Hände vors Gesicht ...

Allein — heute und immer. Unbarmherzig klar, grell wie eine Vision, erfaßte sie diese tiefste Erkenntnis. Tristan liebte ja nur ihre Stimme — nicht sie selbst. Er liebte sie nur, so lange sie sang, so lange sie spielte — unkenntlich unter buntem Tand und noch bunterer Schminke. Der Zauber aber hielt der Wirklichkeit nicht stand — er verblähte, wenn die Schminke verblähte.

Isolde schaute sich um in ihrer Einsamkeit, als wollte sie ein feindliches Element durchdringen. Gestillt sah sie am Spiegel vorbei. Aber ihr Bild war in ihr — sie brauchte keinen Spiegel. Sie tastete wieder die rechte Hälfte des Gesichts ab — die von tiefroten langen Narben durchfurchte, zerrissene ... die seit ihrer Kindheit von Brandmalen zerstörte, die Vernichterin allen Glücks ...

So ging es ja immer, seit sie sang: der Beifall und die Begeisterung der Menge, die ihr wahres Gesicht nicht kannte ... Und nachher das Erwachen, das immer aufs neue enttäuschte, furchtbare Erwachen — nach dem abendlichen Fackling der Achermittwoch durch alle Tage ihres alltäglichen Lebens ...

Und doch schien Tristan Isolde zu lieben — fast hatte sie es geglaubt ... Aber nein, er liebte sie nicht: er war ja gegangen. Wahrhaftig, es lohnte den langen Achermittwoch nicht um der trügerischen kurzen Fastnacht willen!

Isolde nimmt im Herzen Abschied von Tristan — sie will nicht länger mitspielen, behangen mit Ketten des Ruhms, die beim Tosen des Beifalls schon von ihr abfallen. Noch einmal aber wird sie singen — singen um Tristan — um die Welt!

Und am nächsten Abend ließ sie ihre Stimme erklingen — betörender, hinreißender denn je. Und als die Beifallsstürme auf sie einstürzten, strich sie, mit bebenden Fingern, die deckende Schminke und den verhüllenden Puder von ihrer Wange — und so trat sie wieder hervor und setzte ihr Antlitz dem grellen Rampenlicht aus ... Das Publikum sah zuerst kaum hin. Dann — allmählich — wurde es wie von einer vernehmbareren Stille gelähmt: hier sank eine Hand, dort fiel ein Arm nieder ... Bald rührte sich nichts mehr im weiten Raum ...

Und Tristan? Nirgendwo ...

Da gellte plötzlich ein Gelächter auf — so erbarmungslos schrill, daß nichts mehr an die süße Stimme der Sängerin erinnerte. Als das verübte Publikum schen wieder auf die Bühne blickte, war diese leer: Isolde war verschwunden.

Und nur eine kleine Zeitungsnotiz brachte wenige Tage darauf die Nachricht von einem Autounfall, dem die bewunderte und beliebte Sängerin zum Opfer gefallen war ...

Frieda Land.

Im Land der schwarzen Berge

Von Dr. Anton Sieberer

Ein Dubend Autobusse und Gesellschaftsautos fahren täglich die weitausholenden Serpentinenden der Lovcenstraße hinauf. Diese Straße ist ein ehrenvolles Kulturdenkmal Altösterreichs. Der Straßenbau ist ja die ruhmvollste Betätigung des Doppeladlers im bosnisch-herzegovinischem Okkupationsgebiet gewesen, und wir vergessen heute, froh der Früchte, die noch wir genießen, daß der dauerhafte Unterbau von dem bitteren Schweiß der Zwangsarbeit und des Nothot gestiftet ist. Wir wollen uns aber nicht die Stimmung verderben lassen durch traurige Betrachtungen, denn eben sind wir dabei, uns zu einem der großartigsten Aussichtspunkte emportragen zu lassen, die das südliche Europa besitzt.

Der Blick von unten nach oben, nach dem ungläublichen Ziel eines Autospaziergangs, hat schon manchen Luftreisenden Spießer das Gruseln gelehrt, und die Sage weiß von älteren Damen zu berichten, offenbar sportunbewohnten Bürgerinnen der kleinen Provinz, die angesichts der schmalen Bildschirme zu ihren Häupten auf die Weiterfahrt verzichteten.

Erst beschränkt sich der Inhalt des Horizonts auf den blauen Edelstein des innersten Gipfels der innersten Bocca von Cattaro und auf seine imposante Fassung aus nacktem weißen Fels. Aus der Kugel zwischen Stein und Meer wächst ein schmaler grüner Kolster, auf dem in Abständen die dünnen weißen Striche der Dorfzeilen sitzen. Unmittelbar uns zu Füßen aber klebt ein scharfbegrenzter ansehnlicher Häufersied, Cattaro.

Mit einem Male gleitet der Blick über ein Fäßlein, dessen Höhe wir so nebenbei erklettert haben, und fällt auf ein ganz andersartiges Bild; da drunten liegt die fruchtbare Ebene von Tivat, die an das mittlere der drei Becken der Bocche anschließt. Langsam und stetig hebt sich der Körper über das Hügel- und Buchtengewirr, bis endlich das Auge in ein unendlich reiches und großartiges Tiefenbild taucht, wie es sonst nur Flugzeug und Adler schauen dürfen.

Wald aber verläßt die Straße den Rand des Niefentessels und bahnt sich ihren Weg in ein flaches Hochbecken. Njeguš, das erste montenegrinische Dorf, und etliche abseits gelegene kleinere Weiler liegen in diesem nach hiesigen Begriffen fruchtbaren Stück Wüste. Zwei Häuser, äußerlich wenig verschieden von den anderen armenigen Hütten, beanspruchen das Hauptinteresse: das „Grand Hotel“ und der „Palast“, in dem der große Nikita geboren wurde.

Mit rührender Sorgfalt wird das bißchen Erde gehegt, das sich hier findet; in Mulden sind winzige Terrassen gebaut; keine Krume, die nicht zusammengeharret und auf ein zum Anbau bestimmtes Fleckchen getragen wird. Wohl kaum anderswo in Europa ist Bauernarbeit so hart wie im Karst. Nirgendwo kommen sobiele Tropfen Schweiß auf ein Getreidekorn, auf ein Korn Mais, auf eine Gabel Hen. In Westeuropa sind Landstriche, die vor zwanzig Jahren noch bebaut waren, heute Brachland, weil das Verhältnis zwischen Ertrag und Mühe zu ungünstig schien. So ist es vielen, vielen Sektar früheren Ackergrundes in den Hochtälern der französischen Alpen ergangen. Würde hier in den Randländern der Adria ein ähnlicher Maßstab angewendet, so gäbe es bad keine Karstbauern mehr.

Von der Anspruchslosigkeit und Ausdauer der menschlichen und tierischen Bevölkerung des Karsts in seinen trostlosesten Regionen macht man sich schwerlich einen Begriff. Schafe werden da auf Weideplätze getrieben, wo unser

Auge erst nach langer vergeblicher Anstrengung nur ganz verstreut spärliche verdorrte Gräserkeime aufzuspüren vermag neben den harten dornigen Büschlein, die unsere Feine unbarmherzig zerstechen und zerkraben. Wie zum Hohn werden jene toten Halden, die Gott im Horn erschaffen, von niederen, aus Steinen geschichteten Mauern fein säuberlich in Besitzparzellen geschieden. Diese Mauern, in manchen Gegenden sind es Reihen von Steinpyramiden, sollen offenbar andeuten, daß der eine Besitzer nicht will, daß die Schafe des Nachbarn die Steine auf seinem Grund fressen.

Nach dem Becken von Njeguš steigt die Straße noch einmal und erst von ihrem eudgünstigen Höchstpunkt dringt der Blick ins Herz von Montenegro. Das Land der schwarzen Berge offenbart sich von hier aus als ein unabsehbar wogendes steinernes Meer. Nur sind die schwarzen Berge alles andere als schwarz. Der Fels ist hier nicht mehr so trostlos ausgemaschen und restlos ausgebrannt, wie manche der weißgrauschimmernden Vergrünten Dalmatiens oder der Herzegovina; die auch nicht ein einziges grünes Stämmchen auf vielen Quadratkilometern zählen. Am niederdrückendsten stimmt der Karst dort, wo langgestreckte, ungliederte Massen zur leblosen Oberfläche noch die tote Form fügen. Die montenegrinische Bergwelt aber ist vielgestaltig, und selbst auf kleinerem Raum ist unruhiges Auf und Nieder das herrschende Formprinzip.

Von ihrem höchsten Punkt fällt die Straße ab nach dem ovalen Becken von Cetinje. Nasenrumpfsend fährt der Europäer, von dem Wort Hauptstadt mit falschen Illusionen genährt, durch die ländliche Hauptstraße.

Hauptstadt eines mächtigen Reiches ist Cetinje heute freilich nicht mehr, dafür ist es aber Verwaltungszentrum einer ungleich größeren Banovina geworden. Im Dorf Cetinje wimmelt es am Abend von vergnügungslustigen jungen Beamten und von fischen Offizieren seiner Majestät des Königs, die in Gesellschaft schidgkleideter Mägdelein auf der hellerleuchteten Hauptstraße Korso halten oder die Tisch-

Zum Thema Mensch

Kennen Sie dieses verrückte Gefühl, das einen überfällt, wenn man — mitten ins Gewühl von lauter Mitmenschen gestellt —

plötzlich Durst hat nach einer guten Tat? —

Und dann legt man fünfzig Heller, die in der Rocktasche stecken in die nächsten Hände, die sich entgegenstrecken.

Damit scheint vorläufig alles getan.

Und dann — — —

schau'n wir uns heiter die nächsten Auslagen an.

Denn so sind wir, (mit kleinen Unterschieden): Der Geist ist willig, — doch er reicht nicht weit. Das Fleisch ist schwach, — doch keineswegs zustricken.

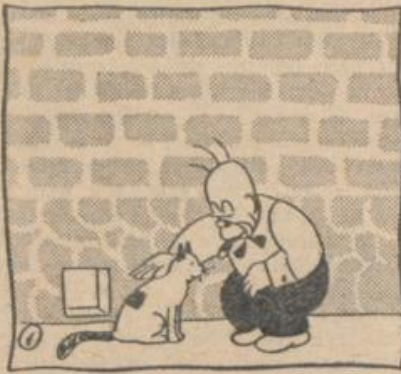
Wir sind ganz gut, — doch nur von Zeit zu Zeit.

chen vor den zahllosen Kaffeehäusern bevölkern. Die eleganten Pärchen passen recht wenig zu den ebenerdigen Häusern, zwischen denen sie wandeln in der kristallinen Abendluft südlicher Berge. Doch Cetinje ist ein Ort regster Bautätigkeit, und es verspricht, in einem Jahrzehnt sich ein Kleid zurechtgeschneidert zu haben, das zu seiner Rolle besser paßt. Ein paar Bausteine zu diesem Kleide sind ja schon vorhanden, denn schon Nikita hat ein paar stattliche öffentliche Gebäude in das Schafhirtendorf hineinstellen lassen.

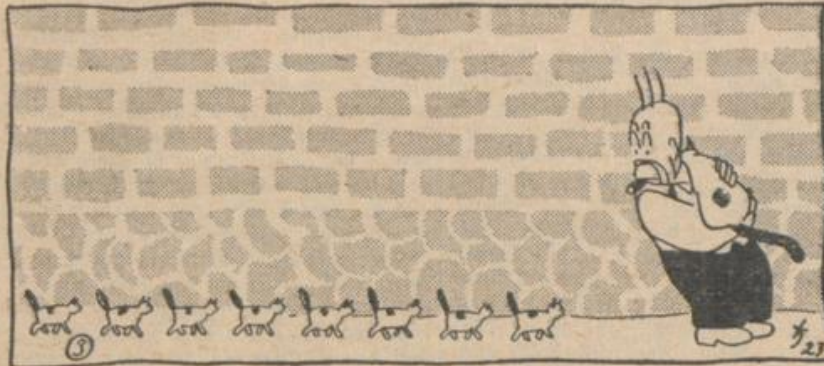
Aus den mit allerhand Trödelkraut weiteuropäischen Bourgeoisiegeschmacks vollgepöpselten Monarchenzimmern und aus sonstigen glorreichen Nesten hat sich Cetinje ein kleines Museumsrepertoire gemietet. Ein unternehmungslustiger stattlicher Schlangkopf in Nationalkostüm, konfessionierter Führer durch die Sehenswürdigkeiten Cetinjes, umschleicht beutegierig Hotels und Kaffeehäuser und lauert Fremden auf; keiner, sei er nun im Hotel Stadt Paris, in Stadt London, in Stadt New York oder im Grand Hotel eingelehrt, und wäre er auch nur eine Stunde lang in Cetinje geblieben, ist noch seinen spähenden Augen und seinen Anschlägen entgangen. Er ist unheimlich in seiner Allgegenwärtigkeit; ein westeuropäischer Detektiv könnte von diesem durchtriebenen Sohn der schwarzen Berge, der außerdem noch beim Auktionskauf von Erzeugnissen heimischen Kunstfleißes oder von ziselierten alten Pistolen und Dolchen mit Eifer vermittelt — und verdient — allershand lernen.

Cetinje liegt nun wieder hinter und unter uns und wir erreichen einen Punkt, von wo aus sich ein unerwarteter Blick aufstut in den baum- und wasserreichen Talgrund der Nikita. Das hinter aber glänzt der Skutarisee und kehrt uns das sympathischere seiner zwei Gesichter zu. Denn während das Ost- und das Nordufer entlang ein einziger breiter Fiebersumpf hinläuft, ist das Südwestufer steil und vielgestaltig. Aber nicht genug, daß bergige Buchten diesem Teil des Sees ein reiches Relief geben, unweit des Uferrandes steigen in steilen Regeln kleine Inseln aus dem Wasser. Wo ein Fühlhau zum See führt und sein flacher Talboden auf ein paar hundert Meter die Steilküste unterbricht, da ist auch schon wieder ein Stück Sumpf da. An einem solchen Punkt liegt das Städtchen Birpazar, ein um einen geräumigen Platz versammelter spärlicher Häuserhaufen. Wir trauen unseren Augen nicht, als hier etwas unieren Weg kreuzt, was es in ganz Montenegro und Albanien sonst nicht gibt, — ein Bahngleise. In Zelenika am Anfang der Bocche haben wir die letzte Eisenbahn gesehen. Und die Schienen, die uns hier so überraschen, — sie mögen noch so schmal und schwächig sein, — sie begleiten uns dazu noch bis auf die Höhe des Sutormanpasses und überwinden dabei einen Höhenunterschied von 800 Metern, ja, sie steigen mit uns auf der andern Seite wieder hinunter bis ans Meer, bis zum Holzbothenhafendorf Antivari. Die richtige Stadt Antivari oder vielmehr Bar, liegt ein paar Kilometer landeinwärts. Sie liegt am Fuß eines Hügel, der die großartigen scharfprofilierten Ruinen einer weitläufigen alten türkischen Festung auf seinem Scheitel trägt. Rundherum aber dehnen sich weite Olivenhaine, die den Auf genießen, zu den schönsten und stattlichsten ganz Europas zu gehören. Uralie verkrüppelte Riesen tragen herrliche jugendfrische Kronen.

Der alte montenegrinische Küstensaum ist nicht lang. Wohl oder übel müssen wir drum über die Grenze. Im Süden schreut die albanische Fieberküste, im Norden lodt die paradiesische Riviera des allersüdblichsten Bistoffs von Dalmatien. Die Wahl ist nicht schwer.



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamson und die Katze

Wissenschaftliches Kaleidoskop

Das Ophi ist keineswegs das „seltenste Säugtier der Welt“, obwohl es erst in sehr wenigen Exemplaren nach Europa gekommen ist. Es lebt in großen Herden in den unzugänglichen Urwäldern des Kongogebietes und liefert dort den ansässigen Zwergvölkern Amulette aus seiner Halshaut.

Die Rückständigkeit von Tibet wird damit erklärt, daß das Land sich deshalb wirtschaftlich nie entfalten konnte, weil je sechs seiner Einwohner für einen Lama zu sorgen haben; hierdurch wird jede noch so primitive Kapitalbildung unterbunden.

Auf einer Haifischart, die im Golf von Mexiko vorkommt, schmarotzt ein Krebs, in dessen Gedärmen Fadenwürmer leben. Diese Fadenwürmer haben in ihren Gedärmen winzige Parasiten-Krebse, in denen wiederum Würmer schmarotzen, die aber oft einem Biß als Nahrung dienen.

Die alte chinesische Küchenwissenschaft kennt ein Rezept, Regenwürmer so zu mästen, daß sie die Länge und Dicke mittlerer Kalle erreichen; heute wird ein solcher Riesenregentwurm, der bis zu einem Kilogramm schwer wird, mit 1200 bis 1500 chinesischen Dollars bezahlt; er dient als Vorpeife.

Der Geburtsmechanismus der Frau wird nach den neuesten Forschungen durch zwei Hormone ausgelöst, die der amerikanische Forscher G. S. Marston von der Toronto-Universität Oestrin und Oestriol genannt hat. Solange das Kind im Mutterleibe wächst, sind diese Hormone in unwirksamen Mengen vorhanden; erst bei Beginn der Geburt wird der Organismus der Frau förmlich mit ihnen überschwemmt.

Gegen die ägyptische Augenkrankheit, das Trachom, helfen ausgezeichnet Bienenstiche. Diese Erfahrung hat man sich am Serotopäphtischen Institut in Wien zunutze gemacht, um trachomatöse Hornhautkomplikationen mit Bienenstich-Einspritzungen rasch und stabil zu heilen.

Die neueste wissenschaftliche Lärmbekämpfung wird in der U.S.A. mit Farben vorgenommen. Da sich schalldichte Wände und Bekleidungen in bereits bestehende Gebäude nur schwer einbauen lassen, mischt man die Farben mit pulverisiertem Kork, der nicht nur den Lärm abhält, sondern auch gegen Temperaturunterschiede isoliert.

Die Todesstrahlen, die man in den Ultraschallwellen von zehnmilliardenfacher Stärke eines Lautsprechers entdeckt haben will, wirken zwar tödlich, aber nur in Flüssigkeiten. Wenige Dezimeter von der Ultraschallwellenquelle entfernt tritt in der Luft eine Wirkung nicht ein; im Wasser dagegen werden Zellen zerrissen, was zur Folge hat, daß kleinere Lebewesen gelähmt und schließlich getötet werden.

In der chinesischen Provinz Schensi ist kürzlich ein Fall von Uebertragung der Beulenpest durch ein Flugzeug nach einem 350 Kilometer entfernten Ort im Laufe eines Tages beobachtet worden.

Ein Wasserkraftwerk in der Wüste will der Leiter des ägyptischen Desert Survey Office 60 Kilometer südlich von dem Seebad Merfu errichten. Dort befindet sich eine Landfene 150 Meter unter dem Meerespiegel; ein Kanal soll das Mittelmeerwasser dorthin bringen; das Werk könnte ganz Unterägypten mit elektrischem Strom versorgen.

Papierfenster haben sich bei Krankenhäusern sehr gut bewährt, weil sie, wenn ausreichend dünn und gut präpariert, die ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes hindurchlassen, was Glasfenster nicht tun.

Die Moskauer Medize Platkoff und Ordoenko geben an, ein Regenerationshormon entdeckt zu haben, das die Widerbildung verlorener Zellgruppen hervorruft. In einer ziemlich utopischen Ankündigung weisen sie darauf hin, daß der Mensch der Zukunft durch entsprechende Hormonbehandlung sogar verlorene Hände und Füße wiedererhalten könnte, die ihm nachwachsen wie bei einer Eidechse der abgebrogene Schwanz.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 23, Post Modian bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 283.

Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen.

(Original.)

Schwarz: Ka8, Te2, Sc3, Ba7, h6. (5)



Weiß: Kh7, De5, Sb3, g7, Ba5, c6. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 280: De1-a1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Richter Karl, Politz a. E., Sturm Heinrich, Brünn; Tepper Franz, Karlsbad; Nitsch Rosa, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbrütz; König Anton, Lohmüller Hans, Höfeld Otto, Chmiak Teo, Freundl Anton, Schindler Robert, Hahl Erwin, sämtlich Nesteritz; Müller Karl, Krochwitz; Schladnich Bruno, Türnitz; Dresler Rolf, Vlasim (Sanatorium); Dinnebler Emil, Tetschen; Ulbert Erich, Klutschkau; Proch Anton, Predlitz; Bittner Richard, Kleinauzsd; Tossat Franz, Suchel; Elchler Otto, Drakowa.

Aus dem V. Kreis.

Aehnlich der Vorträge des Gen. Schöpka im VI. Kreis war auch die Beteiligung bei uns eine sehr gute. Mit großem Interesse wurden seine Ausführungen verfolgt. An 8 Vorträgen waren insgesamt 175 Genossen beteiligt. In Bodenbach an beiden Tagen 38 Teilnehmer, in Warnsdorf 14, Rumburg 16, Nesteritz 26, Schönfeld 39, Teplitz 26 und Zuckmantel 25 Teilnehmer. In jedem der genannten Orte gab Gen. Schöpka abschließend ein Simultanspiel, so daß er ein ganz gewaltiges Arbeitspensum in diesen wenigen Tagen erledigte.

Die Ergebnisse der Reihenspiele waren wie folgt: In Bodenbach an 13 Brettern 10 gewonnen, 3 verloren; Warnsdorf an 10 Brettern 5 gewonnen, 1 remis, 4 verloren; Rumburg an 14 Brettern 13 gewonnen, 1 verloren; Nesteritz an 21 Brettern 15 gewonnen, 6 verloren; Schönfeld an 15 Brettern 11 gewonnen, 4 verloren; Teplitz an 18 Brettern 10 gewonnen, 1 remis, 7 verloren; Zuckmantel an 17 Brettern 8 gewonnen, 4 remis und 5 verloren.

Zusammenfassend sprach Genosse Schöpka an 15 Vortragsabenden zu mehr als 390 Genossen. Simultan spielte er an 146 Brettern, davon gewann er 99, schlichtete 7 und verlor 40 Partien. Für einen Arbeiterschachamateur jedenfalls eine Glanzleistung.

Kreismeisterschaft.

In der zweiten Runde spielte am 24. Mai Komotau gegen Sobrusan in Oberleutensdorf. Gegen die in großer Form spielenden Komotauer nützte der Kampfesmut der Sobrusaner Genossen diesmal sehr wenig. Komotau entschied den interessantesten Kampf nach fünfzündiger Spieldauer mit 5½:2½ Punkten für sich. Kampfrichter war Genosse Scharoch.

	Komotau I.	Sobrusan
Brett 1	Kfenek ½:½	Hyna Fr.
" 2	Fialka 1:0	Webersinke
" 3	Sachs 0:1	Marzin
" 4	Schöpka 1:0	Piehl
" 5	Husar 1:0	Wiedemann
" 6	Fesfar ½:½	Hoffmann
" 7	Thiel ½:½	Zimmermann
" 8	Görw 1:0	Hyna Josef

Ergebnis 5½:2½ für Komotau I.

Krochwitz unterlag in sehr schwacher Besetzung gegen Seldnitz mit 1½:5½ Punkten. Von den übrigen Kreispielen liegt zum Redaktionsschluß noch kein Bericht vor.